

Teil III

Sozialstruktur und individuelles Verhalten

a. Familie

Die sanfte Gewalt der Familie Mechanismen und Folgen der Reproduktion der traditionellen Familie

Bettina Heintz und Werner Obrecht, Zürich

“Ich erinnerte mich auch daran, dass Buddy Willard in ernstem, wissendem Ton gesagt hatte, wenn ich erst Kinder hätte, würde ich ganz anders denken und keine Gedichte mehr schreiben wollen. Deshalb glaubte ich, es sei vielleicht wirklich wie Gehirnwäsche, wenn man verheiratet war und Kinder hatte, und man lief dann nur noch dumpf wie ein Sklave in einem privaten, totalitären Staat herum.”
Sylvia Plath (in: Die Glasglocke)

Mit dieser Arbeit möchten wir Peter Heintz für all das danken, was wir von ihm lernen konnten. Aus nächster Nähe die Entwicklung von Theorien durch ihn mitzuverfolgen, ist eine eindrückliche Erfahrung. Es ist schwierig zu sagen, wovon wir mehr gelernt haben, von seinen innovativen, alle möglichen soziologischen Spezialgebiete verknüpfenden Theorien selbst, von der konsequent systemischen Wirklichkeits- und Erkenntnistheorie, die seinen Konzeptualisierungen und auch seiner methodologischen Strategie zugrundeliegen, oder aber von seiner Kunst, aus theoretischen Modellen gehaltvolle Implikationen abzuleiten und sie mit den verfügbaren Daten zu konfrontieren.

Drei allgemeinste Vorstellungen seiner Theorie und Metatheorie, die dieser kleinen Arbeit zugrundeliegen, möchten wir an dieser Stelle besonders hervorheben.

Die erste betrifft die systemische Wirklichkeitstheorie und die mit ihr verbundene Vorstellung der Differenzierung der (sozialen) Wirklichkeit in konzentrische Systeme, deren Prozesse miteinander interferieren (hier: Individuum – Familie – Globalgesellschaft). Mit der systemischen Konzeption der Realität im Zusammenhang steht zweitens die Idee von unterschiedlichen Konfigurationen von Mechanismen, die für die Entstehung und Reproduktion solcher Systeme und auch für deren Wandel und Desintegration verantwortlich sind (hier werden einige Mechanismen der Reproduktion der traditionellen Kleinfamilie untersucht). Die dritte Idee bezieht sich auf Struktur

und Kultur als zwei zentrale Aspekte sozialer Systeme und betrifft den Zusammenhang zwischen struktureller Macht und den Mechanismen ihrer Legitimation – in unserem Falle die feudale Struktur der Familie und die sie legitimierenden Realitätsmodelle.

I. Die traditionell-bürgerliche Kleinfamilie hat sich im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts in den westlichen Gesellschaften als dominante Organisationsform des Privat- und Reproduktionsbereiches durchgesetzt.¹ Obwohl sie historisch gesehen ein relativ neues Phänomen ist, wird sie häufig als universelle Lösung der psycho-physischen Reproduktion betrachtet und mit 'Familie schlechthin' gleichgesetzt.

Auch in der Soziologie galten spezifische Eigenschaften der traditionellen Familie lange Zeit als universell.² Erst mit der vermehrten Rezeption der sozialhistorischen Familienforschung wurde die frühere 'Universalitätsthese' durch eine historisch relativierende Betrachtungsweise ersetzt. Damit war die Möglichkeit gegeben, systematisch die Entstehungs-, Reproduktions- und Desintegrationsbedingungen der traditionellen Familie zu untersuchen. Innerhalb der makrosoziologisch orientierten Familiensoziologie stand seither die Analyse ihrer Entstehungsbedingungen und Desintegrationserscheinungen im Vordergrund; gemessen an der gesellschaftlichen Bedeutung, die die traditionelle Familie auch heute noch besitzt, wurden ihre *Reproduktionsmechanismen* jedoch vergleichsweise selten untersucht.³

Die strukturelle Reproduktion der traditionellen Familie ist dann gewährleistet, wenn Männer und Frauen mehrheitlich die ihnen gesellschaftlich zugewiesenen familiären Rollen übernehmen. Strukturelle Reproduktion impliziert allerdings noch nicht, dass die Familie auch kulturell reproduziert wird, d.h. dass ihre spezifischen Merkmale gleichzeitig als selbstverständlich und als legitim betrachtet werden. Zu den wesentlichsten Merkmalen der traditionellen Familie gehören 1. die Beschränkung ihrer Funktionen auf Reproduktion und Sozialisation und 2. die Ausdifferenzierung einer 'Binnen-' und einer 'Aussenrolle', deren Besetzung 3. geschlechtsspezifisch zugeschrieben ist.

Die vorliegende Arbeit knüpft an diese Fragestellung an und beschreibt zunächst einige wichtige Voraussetzungen der *strukturellen Reproduktion* der traditionellen Familie (II). Zu Beginn des anschließenden Teils (III) werden wir auf der Basis einer Untersuchung über

Realitätsmodelle von Hausfrauen und berufstätigen Ehefrauen auf einige Probleme im Zusammenhang mit ihrer *kulturellen Reproduktion* näher eingehen – Probleme, die sich vor allem den hauptsächlich Betroffenen – den Frauen – stellen. Die wichtigsten Angaben über die genannte Untersuchung (inkl. Operationalisierungen) sind im Anhang zusammengestellt.

Die Gründung einer Familie im traditionellen Sinn ist für Frauen mit einschneidenden Veränderungen verbunden – nicht oder weniger dagegen für Männer. Mit der Übernahme der familiären Rollen bei gleichzeitiger Berufsaufgabe wird die Familie für sie zu einem umfassenden und abgeschlossenen Lebensraum, an dem sich auch ihr Handeln und Denken zu orientieren beginnt. In welche Richtung sich die Wahrnehmung von Familie und Gesellschaft verändert, sobald die Familie objektiv und subjektiv zum dominanten Bezugsrahmen wird, werden wir zum Schluss des dritten Teiles anhand der bereits erwähnten Studie aufzuzeigen versuchen.

II. Die in den letzten Jahren sprunghaft angestiegene Scheidungsrate⁴ vermittelt leicht ein Bild des Zerfalles von Ehe und Familie. Dabei wird übersehen, dass zwar die Norm der lebenslangen Dauer ehelicher Beziehungen in Frage gestellt sein mag, die strukturelle Reproduktion der traditionellen Familie damit jedoch (noch) nicht grundsätzlich gefährdet ist. In der Schweiz waren 1970 84% aller 30jährigen Frauen verheiratet; und nur wenige Ehen bleiben kinderlos (Held & Levy 1974: 123 ff.).⁵ Für die meisten Frauen ist dabei das Aufziehen von Kindern mit der Aufgabe ihrer Berufstätigkeit verbunden. Nur 23% aller Frauen mit Kindern unter 7 Jahren waren 1970 (also in einer Zeit wirtschaftlicher Hochkonjunktur) noch voll berufstätig (Bericht über die Lage der Familie 1978: 98).⁶

Eine 'Familienkarriere' bedeutet jedoch für Frauen einen schwerwiegenden biographischen Einschnitt, dessen Folgen – denkt man z. B. an die Schwierigkeiten einer späteren Berufsaufnahme – oft irreversibel sind. Im Zusammenhang mit der strukturellen Reproduktion der Familie stellt sich deshalb vor allem die Frage, weshalb so viele Frauen dennoch den Beruf zugunsten der Familie aufgeben.

Die Antworten, die die betroffenen Frauen selbst auf diese Frage geben, decken sich allerdings nicht mit den Ergebnissen sozialwissenschaftlicher Arbeiten: während den ersteren Heirat und Berufsaufgabe

als ein freiwilliger Entschluss erscheint,⁷ weisen soziologische Untersuchungen nach, dass die Berufsaufgabe von Frauen vorwiegend strukturelle Gründe hat, d.h. dass sie erstens

- als eine Reaktion auf ihre Benachteiligung im gesellschaftlich-öffentlichen Bereich zu betrachten ist, und zweitens
- eine Anpassung an gesellschaftliche Normen bedeutet, die die Rollen der Hausfrau, Mutter und Gattin als modale weibliche Rollenkonfiguration festlegen und damit für Frauen eine Kombination von familiären und beruflichen Rollen ausschliessen.

Die folgende Diskussion beschränkt sich auf den ersten Aspekt, d.h. auf den Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Benachteiligung von Frauen und der strukturellen Reproduktion der Familie.

Die gesellschaftliche Benachteiligung berufstätiger Frauen äussert sich nicht nur in einer geringeren Zugänglichkeit höherer Positionen im Bildungs-, Berufs- und Einkommensbereich, sondern vor allem auch in geschlechtsspezifischen Unterschieden bei der Instrumentalisierung beruflicher Qualifikationen für Einkommen und berufliche Mobilität: Frauen konzentrieren sich in den mittleren Bereichen des Bildungs- und Berufssystems und sind in den höheren Positionen untervertreten (Alexander & Eckland 1974; England 1979). Doch auch bei vergleichbarer Bildung verdienen Frauen erheblich weniger als Männer (Treiman & Terell 1975; Featherman & Hauser 1976) und erreichen auch bei hoher Qualifikation nur selten berufliche Positionen, die mit Entscheidungskompetenzen verbunden sind (Wright & Perrone 1977; Wolf & Fligstein 1979). Berufstätige Frauen erfahren mit anderen Worten zwei Arten von strukturellen Problemen bzw. die mit ihnen verbundenen Spannungen (und dies vergleichsweise häufiger als Männer). Diese Spannungen ergeben sich aus der Besetzung relativ tiefer Positionen und/oder aus ungleichgewichtigen Statuskonfigurationen. Beide Probleme sind Ausdruck einer vollständigen oder partiellen Beschränkung ihrer Mobilitätsmöglichkeiten (vgl. P. Heintz 1972).

Wie verschiedene Untersuchungen zeigen, sind für die untergeordnete gesellschaftliche Stellung der Frauen verschiedene Formen von teilweise versteckten strukturellen Benachteiligungen verantwortlich: Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen werden zu einem grossen Teil durch die *Segregation des Arbeitsmarktes*, d.h. durch die weitgehende geschlechtsspezifische Zuschreibung der Berufe geschaffen. 'Frauenberufe' sind Berufe, die auch bei gleichwertiger Ausbildung schlechter entlohnt werden; sobald Frauen in geschlechtsneutralen oder

‘männlichen’ Berufen arbeiten, gleicht sich ihr Einkommen demjenigen von Männern an. ‘Frauenberufe’ sind aber auch Berufe, die überproportional oft in wirtschaftlich peripheren Sektoren mit tiefem Lohnniveau lokalisiert sind (Bibb & Form 1977).⁸

Die Übernahme der familiär-reproduktiven Aufgaben im Rahmen einer traditionellen Rollenverteilung schliesst für Frauen eine gleichzeitige Berufstätigkeit aus. Kontinuierliche Berufstätigkeit – die Norm bei Männern, eine Ausnahme bei Frauen – ist jedoch für Frauen (nicht aber für Männer) eine notwendige Voraussetzung, um übergeordnete berufliche Positionen zu erreichen (Wolf & Fligstein 1979) und bei ähnlicher Qualifikation ein vergleichbares Einkommen wie Männer zu erhalten (Polachek 1975).⁹

Die Segregation des Arbeitsmarktes wie auch die normative Verweisung der Frauen auf familiäre Aufgaben erklären ausserdem, weshalb sich berufstätige Frauen nicht in einer viel stärkeren Masse gegen ihre gesellschaftliche Benachteiligung zur Wehr setzen. Sie können beide als zwei gesellschaftliche Prozesse – oder aktiv gesprochen als zwei ‘Politiken’ – gesehen werden, von denen die eine auf der Wahrnehmungsebene, die andere auf der Verhaltensebene operiert:

- Die Segregation des Arbeitsmarktes erschwert die Wahrnehmung von Diskrimination, da sie die Sichtbarkeit geschlechtsspezifischer Unterschiede zwischen Investition und Gratifikation reduziert.
- Die Option einer ‘Familienkarriere’ fördert eine individualistische Adaptation, indem sie vor allem Frauen in tiefen gesellschaftlichen Positionen eine kulturell gestützte Rückzugsmöglichkeit bietet. So zeigen verschiedene Studien, dass vor allem Frauen mit tiefer Bildung – und verstärkt bei hohem Einkommen des Ehemannes – langfristig den Beruf aufgeben, während Frauen mit hoher Bildung und hohen eigenen Einkommenschancen vergleichsweise häufig auch nach ihrer Heirat berufstätig bleiben (Waite 1976; Scanzoni 1979). Eine ‘Familienkarriere’ ist für viele Frauen nicht eine Alternative unter mehreren, sondern eine (resignative) Antwort auf wenig befriedigende Arbeitsbedingungen und Mobilitätsbehinderungen. Die gesellschaftliche Benachteiligung der Frauen ist mit anderen Worten eine zentrale Bedingung für die strukturelle Reproduktion der Familie.¹⁰ Umgekehrt formuliert: erst eine erhebliche Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung von Frauen würde die traditionelle Familie ernsthaft in ihrer Existenz gefährden.

III. Die Option einer 'Familienkarriere' bietet Frauen zwar die Möglichkeit, sich einer monotonen und schlecht bezahlten Berufsarbeit zu entziehen; doch ist auch diese 'familiäre Lösung' durch eine Reihe von Problemen gekennzeichnet. Wie bereits angedeutet, resultieren viele dieser Probleme aus der Aufgabe der Berufstätigkeit und der damit verbundenen Beschränkung des Interaktionsfeldes auf die Familie; andere sind direkt mit der spezifischen Arbeitssituation von Hausfrauen verknüpft.

Mit der Aufgabe der Berufstätigkeit verzichten Frauen auf einen eigenen gesellschaftlichen Status und – damit verbunden – auf familienunabhängige Gratifikationen, d.h. sie werden sozial und ökonomisch von ihrem Ehemann (und psychisch auch von ihren Kindern) abhängig.¹¹ Mit der Übernahme der familiären Rollen wird ihr Leben während einer längeren Phase ihrer Biographie praktisch ausschliesslich durch den privaten Rahmen der Familie und die familiären Anforderungen bestimmt. Eine solche Beschränkung des Lebensraumes auf die Familie ist – wie Untersuchungen vor allem für den affektiv-emotionalen Bereich zeigen¹² und wie wir im folgenden auch für den kognitiven Bereich nachweisen werden – mit erheblichen Folgen verbunden.

Die Übernahme der familiären Rollen bedeutet aber für Frauen konkret auch eine Arbeit, die – was die *physische Reproduktion* betrifft – von ihnen als monoton, repetitiv und fragmentiert beschrieben wird (Oakley 1974) und gesellschaftlich wenig Anerkennung findet,¹³ und die – was die *psychische Reproduktion* anbelangt – von ihnen empathische Fähigkeiten und Anpassung an die Wünsche von Ehemann und Kindern erfordert, zu deren Gunsten die eigenen Bedürfnisse zurückgestellt werden müssen.

Tätigkeiten und Anforderungen, die der psychischen Reproduktion zuzurechnen sind – wie z.B. 'eine harmonische Atmosphäre schaffen', 'für Ausgleich sorgen' – machen für die befragten Hausfrauen den für sie bedeutsamsten Teil ihrer Arbeit aus. Geduld und Verständnis zu haben, bezeichnen sie als die wichtigste Anforderung, Liebe und Glück zu vermitteln als ihr wichtigstes Ziel. Doch in ihren Formulierungen wird Lieben unversehens zu einer Arbeit, die Selbstaufgabe zugunsten der Familie zu einer psychischen (Selbst-)Ausbeutung:

"Ich bin verantwortlich für die Harmonie in der Familie. Ich *muss* die Familie lieben und für den Mann zum Ausgleich eine zufriedene Frau sein", oder

"Ich bin wie eine Tankstelle. Wenn der Mann und die Kinder von draussen heimkommen, können sie bei mir auftanken".¹⁴

Aus Untersuchungen über die Arbeitssituation von Hausfrauen geht hervor, dass sie ihrer Arbeit zwar ambivalent gegenüberstehen – was sich in widersprüchlichen Beschreibungen und Beurteilungen äussert –, dass aber gesamthaft betrachtet die Hausarbeit im Vergleich zur früheren Berufsarbeit (Ryffel-Gericke 1980) oder im Vergleich zu berufstätigen Frauen (B. Heintz 1980) eher negativer bewertet wird. Damit erweist sich aber auch die Hoffnung, die viele Frauen mit einer 'Familienkarriere' verknüpfen, in gewisser Hinsicht als eine Fiktion – eine Fiktion, die jedoch, solange keine Alternativen bestehen, kaum als solche wahrgenommen werden darf.

Auch wenn diese Charakterisierung der Situation von Hausfrauen in keiner Weise erschöpfend ist, wirft sie doch im Hinblick auf die kulturelle Reproduktion der Familie zwei Fragen auf:

- Angesichts der Probleme, die eine traditionelle 'Familienkarriere' mit sich bringt, stellt sich erstens die Frage, ob die Familie nur strukturell reproduziert wird oder ob es trotz dieser Problematik auch zu einer kulturellen Reproduktion kommt. Anders ausgedrückt: inwieweit und unter welchen Bedingungen übernehmen Frauen dennoch eine Konzeption der traditionellen Familie, die ihre (feudale) Struktur als legitim und unproblematisch begreift?
- Im selben Zusammenhang stellt sich zweitens auch die Frage nach den kognitiven Auswirkungen einer Situation, die praktisch ausschliesslich durch die Familie definiert und bestimmt ist.

Bei der Beantwortung beider Fragen stützen wir uns auf die bereits erwähnte Untersuchung der Realitätsmodelle von Hausfrauen und berufstätigen Ehefrauen. Die Antwort auf die erste Frage macht dabei Gebrauch von drei empirisch ermittelten 'Frauenmodellen', die im folgenden kurz beschrieben werden sollen (in Klammern der Prozentsatz der Frauen, die das entsprechende Modell benützen – genauere Angaben über die Variablen sind im Anhang zu finden).

(1) Das 'familistische' Modell (37%)

Bezugsrahmen dieses Modells ist die Familie. Die Gesellschaft und die gesellschaftliche Stellung der Frau erscheinen nur noch am Rande im Blickfeld. Unterschiede zwischen Männern und Frauen basieren gemäss diesem Modell auf ihren unterschiedlichen, jedoch als komplementär begriffenen gesellschaftlichen Leistungen. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird biologisch begründet und

damit gleichzeitig auch legitimiert:

“Der Mann muss immer arbeiten gehen; die Frau kann sich einteilen. Der Mann kann nach Hause kommen und die Zeitung lesen; die Frau muss den Haushalt machen.”

(2) Das ‘psychologische’ Modell (29%)

Das isolierte Individuum, der ‘Mensch’, ist in diesem Modell einzig relevanter Bezugspunkt. Es fehlen sämtliche Variablen, die sich auf die gesellschaftliche oder familiäre Situation der Frauen beziehen. Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden hauptsächlich als psychische, zu einem geringeren Teil als biologische wahrgenommen, und im letzteren Fall als bedeutungslos erklärt. Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden jedoch durch den Verweis auf gemeinsame Bedürfnisse, die oft als universelle Grundbedürfnisse deklariert werden, wieder aufgehoben. Das psychologische Modell betrachtet die unterschiedlichen Persönlichkeitsmerkmale von Männern und Frauen oft als komplementär, wobei den Frauen eher expressive, den Männern eher instrumentelle Kompetenzen zugeschrieben werden:

“Die Männer sind härter, sachlich, nüchtern und überlegen. Die Frauen sind nervös und weicher”, aber

“Beide haben ein Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Harmonie. Beide möchten sich entfalten und als Menschen akzeptiert werden.”

(3) Das ‘feministische’ Modell (35%)

Das feministische Modell ist das einzige Modell, in dem die Gesellschaft Bezugsrahmen für die Interpretation der Situation von Frauen ist. Die Beziehung zwischen Männern und Frauen wird dabei als ein (illegitimes) Machtverhältnis konzeptualisiert. Gemeinsamkeiten werden keine gesehen. Die ausserfamiliäre Benachteiligung der Frauen sowie auch ihre Verweisung auf den familiär-reproduktiven Bereich werden als wesentliche Komponenten ihrer gesellschaftlichen Diskrimination betrachtet:

“Die Männer sind beruflich besser gestellt; sie haben bessere Möglichkeiten als die Frauen, auch bessere Arbeit”, und

“Die Männer haben mehr Freiheiten als die Frauen. Die Frauen müssen zuhause bleiben und können kein eigenes Geld verdienen.”

Wie ein Vergleich der drei Modelle zeigt, wird allein im familistischen Modell die Struktur der traditionellen Familie explizit verteidigt und legitimiert. Im Gegensatz dazu begreift das feministische Modell die traditionelle Rollenverteilung als einen wesentlichen Aspekt der gesellschaftlichen Diskrimination von Frauen. Im psychologischen Modell schliesslich wird die Beziehung zwischen Männern und Frauen individualisiert und in Termini psychischer Eigenschaften codiert, ohne dass diese jedoch biologisch begründet werden. Eine Befürwortung und Rechtfertigung der traditionellen Rollenverteilung ist durch dieses Modell zwar nicht prinzipiell ausgeschlossen, aber auch nicht impliziert.

Beim *familistischen Modell* handelt es sich um eine vereinfachte Version der bürgerlichen Familien- und Frauenideologie, die anfangs des vergangenen Jahrhunderts als Reaktion auf die wachsenden gesellschaftlichen Ansprüche der Frauen entwickelt und später im Rahmen des Familienrechtes kodifiziert wurde. Mit der Bestimmung von Familie und Reproduktion als 'women's sphere' konnten die Forderungen der Frauen nach einer vermehrten Teilnahme am gesellschaftlich-öffentlichen Bereich – zumindest mittelfristig – zurückgedämmt werden.¹⁵

Indem das familistische Modell Frauen und Männern komplementäre und als gleichwertig deklarierte Aufgabenbereiche, und damit auch zwei vollständig anders geartete (Normal-)Biographien zuweist, definiert es die familiäre Arbeit als autonomen weiblichen Zuständigkeitsbereich. Legitimationsgrundlage für diese Rollenzuweisung ist eine biologistische Konzeption der gesellschaftlichen Rolle und Funktion von Männern und Frauen.

Das familistische Modell, das zwar auf die 'Domestikation' der Frauen ausgerichtet war (und ist), kann jedoch für Hausfrauen unter Umständen auch 'funktional' sein, indem es ihnen eine Möglichkeit bietet, mit bestimmten Problemen ihrer Situation besser umgehen zu können:

1. Mit der Betonung der biologischen Grundlage der traditionellen Rollenverteilung kann die Erklärung des unterschiedlichen Schicksals von Männern und Frauen in den Bereich der Natur verlegt werden. Damit wird die gesellschaftliche Rollenzuweisung einer möglichen Kritik entzogen und die familiäre Situation auf der Ebene des Bewusstseins harmonisiert und legitimiert.¹⁶

2. Das familistische Modell kann aber auch als Ausgangspunkt für Forderungen im familiären Bereich genommen werden. Eine Strategie, die eine Aufwertung der familialen Arbeit und damit der weiblichen Machtposition zum Ziel hat, kann zu ihrer Rechtfertigung auf die beiden wesentlichsten Konzepte des familistischen Modells zurückgreifen – auf die Gleichwertigkeit der männlichen und weiblichen Leistungen auf der einen und auf die biologisch begründete Bestimmung der Hausarbeit als genuin weiblicher Aufgabenbereich auf der anderen Seite (Held 1978: 178 ff.).

In beiden Fällen wird die Zuständigkeit der Frauen für Reproduktion und Sozialisation als natürlich und selbstverständlich betrachtet. Im Unterschied zum ersten wird jedoch im zweiten Fall versucht, die strukturellen Chancen im Bereich der Familie vollständig auszunützen.

Obwohl die familiale Situation strukturell gesehen problematisch ist, ist sie doch für viele Hausfrauen objektiv und in Anbetracht des Ineinandergreifens von Privat- und Arbeitsbereich auch subjektiv ohne Alternative. Da vor allem das familistische Modell es den Hausfrauen ermöglicht, eine Realität, der sie sich gegenwärtig nicht entziehen können, zu rechtfertigen und innerhalb bestimmter Grenzen auch zu gestalten, kann bei ihnen die grösste Verbreitung dieses Modells erwartet werden; umgekehrt wird es bei den berufstätigen Frauen nur selten auftreten, da es sich auf eine Realität bezieht, mit der sie (noch) nicht konfrontiert sind:

Tabelle 1: Frauenmodelle nach Berufstätigkeit

<i>Frauenmodelle</i>	<i>Berufstätigkeit</i>		<i>%-Differenz</i>
	<i>Hausfrauen</i>	<i>Berufsfrauen</i>	
Familistisch	50	23	+27
Psychologisch	19	38	-19
Feministisch	31	39	- 8
Total	100%	100%	
(N)	(86)	(91)	

Aus der Perspektive der *berufstätigen Frauen*, d.h. von aussen betrachtet, erscheint die Familie – und insbesondere die geschlechtsspezifische Rollenzuweisung – entweder als illegitim (feministisches Modell: 39%) oder sie wird aus der Betrachtung ausgeklammert (psychologisches Modell: 38%). Nur für 23% der berufstätigen Frauen besitzt die traditionelle Familie eine hohe Legitimität.

Zwischen den einzelnen Frauenmodellen und der Absicht, in nächster Zeit den Beruf zugunsten der Familie aufzugeben, besteht kein Zusammenhang (Tab. 2). Damit wird indirekt noch einmal die Hypothese bestätigt, dass die Berufsaufgabe von Frauen vorwiegend strukturelle Gründe hat – und nicht in erster Linie Ergebnis einer geschlechtsspezifischen Sozialisation ist, in deren Verlauf Frauen ein traditionelles Rollenverständnis und -verhalten erwerben. Bei einer feministischen Codierung ist der Anteil Frauen, die eine traditionelle 'Familienkarriere' planen, praktisch gleich gross wie bei einer traditionellen Rollenkonzeption (+3), d.h. die Entscheidung zwischen Beruf und Familie fällt auch dann nicht vermehrt zugunsten der Berufstätigkeit aus, wenn Frauen die traditionelle Rollenzuweisung als wesentliche Komponente der gesellschaftlichen Benachteiligung der Frauen betrachten. Die Kenntnis der Mechanismen, die der traditionellen Rollenverteilung und damit auch der gesellschaftlichen Benachteiligung der Frauen zugrundeliegen, genügt allein anscheinend nicht, um ihnen auch effektiven Widerstand entgegenzusetzen zu können:

Tabelle 2: Zusammenhang zwischen der Absicht, den Beruf aufzugeben und den Frauenmodellen (nur berufstätige Frauen)

<i>Plan einer Berufsaufgabe</i>	<i>Frauenmodelle</i>		
	<i>Familistisch</i>	<i>Psychologisch</i>	<i>Feministisch</i>
Ja	43	44	40
Nein	57	56	60
Total (N)	100% (21)	100% (34)	100% (35)

Aus der Perspektive der *Hausfrauen*, d.h. von 'innen' betrachtet, besitzt die traditionelle Familie eine hohe Legitimität (familistisches Modell: 50%). Interpretiert man Tabelle 1 diachron,¹⁷ so zeigt sich, dass eine Anerkennung und Rechtfertigung der traditionellen Familie erst durch die faktische Übernahme der familiären Rollen erzeugt wird.¹⁸ Die kulturelle Reproduktion der traditionellen Familie ist nicht eine Voraussetzung, sondern eine *Folgeerscheinung* ihrer strukturellen Reproduktion. Die Daten bestätigen ferner auch die Hypothese, dass das familistische Modell für die berufstätigen Frauen bedeutungslos ist, für die Hausfrauen jedoch bestimmte Funktionen erfüllen kann: einerseits erleichtert es eine mentale und affektive Anpassung an eine strukturell problematische Realität, zu der nur wenig Alternativen bestehen; andererseits kommt ihm im Rahmen einer intrafamiliären Machtpolitik, die eine Neubewertung der weiblichen Arbeit zum Ziel hat, strategische Bedeutung zu. Welche der beiden Funktionen relevanter ist, lässt sich allerdings auf der Basis der vorhandenen Daten nicht entscheiden.

Beide Funktionen nehmen jedoch Bezug auf eine Problematik, die allen befragten Hausfrauen gemeinsam ist – auf die geringe Zugänglichkeit externer Optionen auf der einen und auf ihre strukturell bedingte Unterlegenheit im ehelichen 'Machtkampf' auf der anderen Seite. Geringe Schichtunterschiede bei den Hausfrauen wären deshalb ein weiterer Beleg dafür, dass diese 'funktionalistische' Erklärung zutreffend ist:

Tabelle 3: Frauenmodelle nach Berufstätigkeit und Schichtzugehörigkeit

<i>Frauenmodelle</i>	<i>Berufstätigkeit</i>					
	<i>Hausfrauen</i>			<i>Berufsfrauen</i>		
	<i>Unterschicht</i>	<i>Mittelschicht</i>	<i>%-Differenz</i>	<i>Unterschicht</i>	<i>Mittelschicht</i>	<i>%-Differenz</i>
Familistisch	52	49	+3	28	21	+ 7
Psychologisch	18	20	-2	24	43	-19
Feministisch	30	31	-1	48	36	+12
Total (N)	100% (46)	100% (39)		100% (29)	100% (56)	

Bei den berufstätigen Frauen neigen Frauen mit hohem gesellschaftlichem Status eher zu einer psychologischen, Frauen mit tiefem Status eher zu einer feministischen Codierung. Bei den Hausfrauen hingegen besteht nur ein geringer Zusammenhang zwischen der Schichtzugehörigkeit und den einzelnen Modellen. Modales Modell ist das familistische – und zwar *unabhängig* von der Schichtlage der Hausfrauen.

Gegen die Gültigkeit dieser Ergebnisse können jedoch zwei Einwände geltend gemacht werden:

1. Da der gesellschaftliche Status des Ehemannes, der aus verschiedenen Gründen¹⁹ als unabhängige Variable gewählt werden musste, nicht unbedingt dem eigenen Status der berufstätigen Frauen entspricht, besteht die Möglichkeit, dass sich die Beziehungen zwischen ihrem eigenen Status und den einzelnen Modellen nicht vollständig mit den Beziehungen in Tab. 3 decken.
2. Da auf der anderen Seite Hausfrauen nur indirekt, d.h. über den Status des Ehemannes am gesellschaftlichen Schichtungssystem teilnehmen, erfahren sie eine mögliche Statusproblematik (z.B. einen tiefen Rang, Statusungleichgewichte) nicht selbst. Die Bedeutungslosigkeit der Schichtzugehörigkeit könnte deshalb auch eine Folge einer 'Abschirmung' der Hausfrauen durch die Familie sein.

Verwendet man jedoch anstelle des gesellschaftlichen Status des Ehemannes eine Variable, die über den Herkunfts- und Bildungsstatus der Frau zusätzlich noch ihre eigenen Statuserfahrungen erfasst, so wiederholen sich die Beziehungen von Tab. 3 in ihren Grundzügen. Dies gilt insbesondere für das modale Modell der Hausfrauen, das familistische Modell (vgl. Anhang: 'Schichtbiographie'): (Tab. 4, Seite 460).

Hausfrauen, deren Schichtbiographie durch die Erfahrung von strukturellen Barrieren gekennzeichnet ist, neigen zwar etwas stärker zu einer familistischen Codierung, doch ist der Unterschied zu den strukturell privilegierten Hausfrauen vernachlässigbar (6%).

Beides, die ausgeprägte *Veränderung* wie auch die *Homogenisierung* der Wahrnehmung, die im Anschluss an die Berufsaufgabe erfolgen, weisen zusammenfassend darauf hin, dass die Familie, sobald sie zu einem umfassenden und abgeschlossenen Lebensraum wird, in zweierlei Hinsicht 'Gewalt' ausübt: zum einen nivelliert sie die bestehenden sozialen Unterschiede und überdeckt die unterschiedlichen (schicht-)biographischen Erfahrungen, zum andern drängt sie den Betroffenen eine einheitliche Deutung ihrer Situation auf – eine Deutung, die die feudale Struktur der Familie durch 'natürliche' Eigenschaften ihrer

Tabelle 4: Frauenmodelle nach Berufstätigkeit und der Erfahrung von strukturellen Barrieren bzw. Chancen

Frauenmodelle	Berufstätigkeit					
	Hausfrauen			Berufsfrauen		
	Strukt. Barrieren	Strukt. Chancen	%-Differenz	Strukt. Barrieren	Strukt. Chancen	%-Differenz
Famelistisch	53	46	+ 7	31	17	+14
Psychologisch	13	27	-14	31	42	-13
Feministisch	34	27	+ 7	38	42	- 4
Total (N)	100% (55)	100% (30)		100% (45)	101% (41)	

Mitglieder 'erklärt' und die ihr inhärenten Spannungen ausblendet.

Die kognitiven Auswirkungen einer ausschliesslich familiär definierten Existenz beschränken sich jedoch nicht nur auf die Wahrnehmung der Familie selbst, sondern erstrecken sich auch auf die Codierung der weiteren gesellschaftlichen Umwelt. Dies zeigt die Analyse der Verteilung der drei 'Gesellschaftsmodelle', die ebenfalls auf induktivem Weg bei den befragten Frauen ermittelt wurden. Inhaltlich lassen sich die drei Modelle folgendermassen beschreiben (in Klammern der Prozentsatz der Frauen, die das entsprechende Modell benutzen):

(1) Das 'strukturelle' Modell (26%)

In diesem Modell wird die Gesellschaft als vertikal organisiert und als wenig offen beschrieben. Die gesellschaftliche Schichtung basiert auf einer ungleichen Verteilung sozio-ökonomischer Ressourcen, aber auch auf einem partikularistischen Zugang zu Information. Die damit verbundene Machtverteilung wird als illegitim betrachtet. Konflikte treten in dieser Sicht zwischen Gruppen auf, die sich hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Macht und/oder hinsichtlich ihrer individuellen Reproduktionsmöglichkeiten unterscheiden. Gesellschaftliche Konflikte werden strukturell begründet, d.h. entweder direkt auf die ungleiche Verteilung gesellschaftlich zentraler Güter zurückgeführt oder als Folge unterschiedlicher sozialer Lebensbedingungen interpretiert:

"Konflikte haben vor allem die Arbeiterklasse und die gehobene Klasse. Vor allem wegen der finanziellen Unterschiede. Auch wegen der Arbeit an sich. Arbeiter arbeiten mehr und härter."

(2) Das 'kulturelle' Modell (45%)

Innerhalb des kulturellen Modells erscheint die Gesellschaft als ein pluralistisches Gebilde, das sich aus mehr oder weniger segregierten Subkulturen zusammensetzt, wobei deren Integration allerdings als gefährdet betrachtet wird. Gesellschaftliche Konflikte werden dementsprechend auf unterschiedliche Werthaltungen, Interpretationssysteme und 'Mentalitäten' zurückgeführt:

"Konflikte gibt es vor allem zwischen den Welschen und Tessinern und Deutschschweizern. Das liegt an der Lebenshaltung: die Tessiner sind fröhlicher, die Welschen sind legerer (= nehmen's leichter) und die Deutschschweizer sind ernster", oder:

"Zwischen den Alten und den Jungen, weil man nicht mehr miteinander spricht".

Die Bedrohung der Integration wird mit anderen Worten nicht strukturell gedeutet, sondern beruht in dieser Sicht auf Kommunikationsschwierigkeiten und gegenseitiger Verständnislosigkeit. Entsprechend enthält dieses Modell auch keine Variablen, die sich auf gesellschaftliche Macht beziehen.

(3) Das 'anthropozentrische' Modell (29%)

Ein Gesellschaftsbegriff im strengen Sinn fehlt in diesem Modell. Gesellschaft erscheint stattdessen als eine unstrukturierte Ansammlung von Individuen. Soziale Gegebenheiten – wie z.B. die gesellschaftliche Machtverteilung – werden auf persönliche Eigenschaften von Individuen zurückgeführt. Das 'model of man', das dieser Deutung zugrundeliegt, ist normativ: das Verhalten von Individuen wird weder aufgrund ihrer externen Handlungsbedingungen noch aufgrund ihrer kognitiven oder affektiven Struktur erklärt, sondern nur als normentsprechend oder -verletzend klassifiziert. Beurteilungsinstanz sind dabei die eigenen Werte und Normen, die als universelle moralische Prinzipien betrachtet werden. Die gesellschaftliche Machtverteilung erscheint dementsprechend als hoch legitim. Zwar dienen soziale Merkmale oft zur Lokalisation von Konfliktgruppen, die Konfliktursachen werden jedoch ins Individuum verlegt und normativ begründet:

"Zwischen den Minderbemittelten und den Bessergestellten hat es vor allem Konflikte. Das liegt am Neid: die Minderbemittelten können sich nicht daran gewöhnen, dass nicht alle gleichviel haben können."

Die drei Gesellschaftsmodelle verteilen sich in folgender Weise auf die Hausfrauen und die berufstätigen Frauen:

Tabelle 5: Gesellschaftsmodelle nach Berufstätigkeit

Gesellschaftsmodelle	Berufstätigkeit		
	Hausfrauen	Berufsfrauen	%-Differenz
Anthropozentrisch	43	15	+28
Kulturell	42	48	- 6
Strukturell	15	37	+22
Total (N)	100% (67)	100% (73)	

Für die Hausfrauen ist das anthropozentrische Modell charakteristisch, für die berufstätigen Frauen das strukturelle. Das kulturelle Modell tritt bei beiden Gruppen ungefähr gleich häufig auf.

Wie schon bei den 'Frauenmodellen' – allerdings etwas weniger ausgeprägt – scheinen auch hier die Erfahrungen, die den Hausfrauen gemeinsam sind, eine bestimmte (Gesellschafts-)Interpretation zu fördern (vgl. Tab. 1). Die Semantik des anthropozentrischen Modells und auch seine Verbreitung bei den Hausfrauen stützen die Vermutung, dass es sich bei ihm um eine Übertragung familiärer Erfahrungen auf den ausserfamiliären Bereich handelt: ebenso wie die Familie für Hausfrauen aus Einzelpersonen besteht, die in ihrer Individualität unverwechselbar sind, so erscheint ihnen im anthropozentrischen Modell auch die Gesellschaft als eine Ansammlung partikulärer Individuen. Und ebenso wie die Kinder als ihr wichtigster Arbeitsgegenstand danach beurteilt werden, inwieweit sie die gesellschaftlich dominanten Werte verinnerlicht haben, beurteilen sie selbst Individuen nur aufgrund ihrer charakterlichen – und nicht etwa aufgrund ihrer sozialen Attribute.

Und auch hier scheinen – was das spezifische Hausfrauenmodell, das *anthropozentrische*, anbetrifft – die gemeinsamen familiären Erfahrungen die bestehenden sozialen Unterschiede zu nivellieren und die Erinnerung an vergangene Staturerfahrungen 'auszulöschen'. In diachroner Sicht erfolgt analog zur Reinterpretation der Familie im Anschluss an die Berufsaufgabe (vgl. Tab. 3) auch die Reinterpretation der Gesellschaft a. relativ unabhängig von der gegenwärtigen Schichtzugehörigkeit und b. relativ unbeeinflusst davon, ob Hausfrauen in ihrer (Schicht-)Biographie eher strukturelle Chancen oder

eher strukturelle Barrieren erfahren haben. Bei den berufstätigen Frauen hingegen bestehen – was ihr spezifisches Modell, das *strukturelle*, anbelangt – erhebliche Unterschiede nach Schichtzugehörigkeit und ‘Schichtbiographie’:

Tabelle 6: Anthropozentrisches und strukturelles Gesellschaftsmodell nach Berufstätigkeit, Schichtzugehörigkeit und Erfahrung von strukturellen Barrieren bzw. Chancen²⁰

<i>Schichtlage/ Schichtbiographie</i>	<i>Berufstätigkeit</i>			
	<i>Hausfrauen</i>		<i>Berufsfrauen</i>	
	<i>Anthropo- zentrisch</i>	<i>Strukturell</i>	<i>Anthropo- zentrisch</i>	<i>Strukturell</i>
Schichtlage				
Unterschicht	48	7	18	25
Mittelschicht	40	20	14	43
%-Differenz	+8	-13	+4	-18
Schichtbiographie				
Barrieren	42	7	26	23
Chancen	48	30	3	52
%-Differenz	-6	-23	+23	-29

Ähnlich wie jene Institutionen, die Goffman (1972) als ‘totale’ bezeichnet, ist die Familie für Hausfrauen eine allumfassende und abgeschlossene Welt, in der sich ihr gesamtes Leben abspielt. Und ähnlich ist auch ein ausschliesslich durch die Familie bestimmtes Leben von einem Umformungsprozess begleitet, der sanft und unbemerkt zu einer Veränderung und Homogenisierung von Wahrnehmung und Identität (B. Heintz 1980) führt. Beide ‘Hausfrauenmodelle’ – das familistische und das anthropozentrische – sind Ausdruck einer Verengung des Blickfeldes auf die Familie. Diese Verengung äussert sich im ersten Fall in einer Reduktion der Beziehungen zwischen Frau und Mann auf familiäre Rollen; im zweiten in einer Projektion familiärer Erfahrungen auf den ausserfamiliären Bereich.

IV. Ausgangspunkt unserer Überlegungen bildete die Frage, weshalb die gesellschaftlichen Reproduktions- und Sozialisationsaufgaben immer noch vorwiegend im Rahmen der traditionellen Familie organisiert und gelöst werden.

- Die traditionelle Familie verdankt ihre Existenz hauptsächlich der gesellschaftlichen Benachteiligung der Frauen: für den Entschluss, den Beruf zugunsten der Familie aufzugeben, sind nicht traditionelle Rollenvorstellungen ausschlaggebend, sondern vor allem geringe berufliche Optionen und erfahrene Diskrimination (II). Im Gegensatz zu einer verbreiteten Vorstellung scheint die Entscheidung für eine 'Familienkarriere' weniger Ergebnis eines Sozialisationsprozesses zu sein, in dessen Verlauf Frauen auf das 'Erfolgsziel Familie' hin ausgerichtet werden, als vielmehr eine Folge von geschlechtsspezifischen Barrieren, auf die sie im Bildungs- und insbesondere im Berufs- und Einkommensbereich stossen.
- Ihre Legitimität verdankt die traditionelle Familie dem Umstand, dass Hausfrauen in der Regel nur über wenige und wenig attraktive Alternativen verfügen (III). Dieser Mangel an Optionen scheint sie für eine Deutung ihrer familiären Situation empfänglich zu machen, die deren strukturelle Problematik entschärft und ihre Unausweichlichkeit entproblematisiert, indem sie die Ursachen vom gesellschaftlichen Bereich in biologisch begründete 'Wesensunterschiede' zwischen Männern und Frauen verlegt.

Mit Sicherheit würden unsere Ausführungen bei vielen der befragten Frauen auf Widerstand stossen. Was uns – in einer betont deterministischen Perspektive – als Zwang und Folge ihrer Ohnmacht erscheint, bedeutet für sie Freiheit und Freiwilligkeit. Die Familie ist in ihren Augen eine unberührte und friedliche Insel, die sie vor aller gesellschaftlichen Unbill schützt. Sich selber sprechen sie Handlungsmöglichkeiten zu, die durch nichts begrenzt sind – nicht einmal durch den prognostizierten Untergang der Welt:

Tabelle 7: Zukunftsprognosen nach Berufstätigkeit und Objektbereich

Prognosen	Ego		Familie		Schweiz		Welt	
	HF	BF	HF	BF	HF	BF	HF	BF
Optimistisch	96	89	91	84	40	26	10	7
Pessimistisch	4	11	9	16	60	74	90	93
Total (N)	100% (117)	100% (113)	100% (115)	100% (112)	100% (117)	100% (112)	100% (112)	100% (108)

Wenn es um den Glauben an die Allmacht des Individuums und die Abgeschlossenheit des Privatbereiches geht, sind die Unterschiede zwischen Hausfrauen und berufstätigen Frauen wie ausgelöscht. Übereinstimmend trägt ihre Prognose für die 'Aussenwelt' apokalyptische Züge und ebenso übereinstimmend gilt alle Hoffnung der familiären Binnen- und der eigenen Innenwelt.

Dieser Konsens ist jedoch vermutlich keine Besonderheit von Frauen, sondern ein Kennzeichen der 'Alltagssoziologie', die gegenwärtig in den hochentwickelten Ländern vorherrscht. Die tiefe Angst, die in der apokalyptischen Erwartung zum Ausdruck kommt – und die man mit einem privatistischen Rückzug zu kompensieren versucht –, dürfte nicht zuletzt aus einer weitverbreiteten Tendenz resultieren, weltpolitische Ereignisse projektiv in Begriffen zu deuten, die sich auf die unmittelbare Umgebung von Individuen beziehen und nur für deren Strukturierung angemessen sind. Die Veränderungen in der Weltgesellschaft (und deren innergesellschaftliche und persönliche Folgen) müssen damit notgedrungen unerklärbar und undurchsichtig bleiben.²¹

Was die befragten Frauen betrifft, so besteht der Preis für die Irrationalität einer Perspektive, die die strukturelle Heteronomie der Familie und die eigene gesellschaftliche Abhängigkeit negiert, in unüberwindbaren Schwierigkeiten, die Diskrepanz zwischen persönlichem Optimismus und gesellschaftlichem Pessimismus zu erklären. Nur mit magischen Beschwörungen kann dann der Glaube an eine glücklichere Zukunft aufrechterhalten werden:

“Ich habe wieder Hoffnung, weil ich mit meiner jetzigen Situation nicht zufrieden bin. Ich möchte, dass es wieder besser wird.”

ANHANG: Beschreibung und Variablen der 'Frauenstudie'

Im Rahmen dieser Studie wurden 120 nicht-berufstätige Hausfrauen mit Kindern und 115 berufstätige Ehefrauen ohne Kinder mittels eines halbstandardisierten Fragebogens befragt. Die erfassten Frauen sind alle verheiratet und leben in einem urbanen Kontext eines hochentwickelten Landes (Stadt Zürich, Schweiz). Ihr Alter liegt zwischen 25 und 35 Jahren.

Die Analyse im Abschnitt III macht von folgenden Variablen Gebrauch:

1. Unabhängige Variablen

a. Berufstätigkeit: Teilnahme am familialen resp. gesellschaftlich-öffentlichen Bereich (Hausfrauen versus berufstätige Frauen).

b. Schichtzugehörigkeit: Berufsstatus des Ehemannes.

c. Schichtbiographie: additiver Index aus den drei Variablen Herkunftsstatus der Frau, Bildungsstatus der Frau und Berufsstatus des Ehemannes. Unterschiedliche Wertkombinationen entsprechen unterschiedlichen 'Schichtbiographien'. Wegen der Stichprobengrösse konnte nur zwischen zwei Typen von sozialbiographischen Erfahrungen unterschieden werden: gleichbleibend hohe Werte und Wertkombinationen, die eine Aufwärtsmobilität (via eigene Bildung oder Heirat) indizieren, wurden als Erfahrung von strukturellen Chancen, gleichbleibend tiefe Werte und Wertkombinationen, die ausgehend von Herkunftsstatus Abwärtsmobilität indizieren, wurden als Erfahrung von strukturellen Barrieren interpretiert.

2. Abhängige Variablen

a. Frauen- und Gesellschaftsmodelle

Die Konstruktion dieser Gruppe von abhängigen Variablen war darauf gerichtet, die Codierung der geschlechtsspezifischen ('Frauenmodelle') und der sozio-ökonomischen Differenzierung ('Gesellschaftsmodelle') zu erfassen.

Die Fragen, die den 'Frauenmodellen' zugrundeliegen, beziehen sich auf verschiedene Aspekte der geschlechtsspezifischen Organisation der Gesellschaft, insbesondere auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die gesellschaftliche Stellung der Frau und deren Legitimität. Die

Datenanalyse ergab drei Konfigurationen von Antworten, die bei den befragten Frauen besonders häufig auftraten. Sie werden als 'familiarisches', 'psychologisches' und 'feministisches' Frauenmodell bezeichnet. Eine inhaltliche Beschreibung der drei Modelle findet sich im Text.

Die Fragen, die den 'Gesellschaftsmodellen' zugrundeliegen, beziehen sich auf die Wahrnehmung bzw. Negierung einer ungleichen Verteilung gesellschaftlich relevanter Güter (gesamtgesellschaftliche Schichtung und politische Machtverteilung), auf deren Legitimität und auf die als zentral betrachteten gesellschaftlichen Differenzierungsdimensionen. Auch hier dominierten drei Antwortkonfigurationen, die als 'strukturelles', 'kulturelles' und 'anthropozentrisches' Gesellschaftsmodell bezeichnet werden. Eine inhaltliche Beschreibung dieser Modelle findet sich ebenfalls im Text.

Die Datenauswertung erfolgte mittels der Smallest Space Analysis, einem Verfahren der multidimensionalen Skalierung. Die Smallest Space Analysis ordnet die Variablen auf der Basis von Korrelationsmatrizen nach ihren gegenseitigen Distanzen. Dieses Vorgehen erlaubt eine Identifikation allfälliger Variablenkonfigurationen. Da es sich in unserem Fall um kognitive Variablen handelt, genauer um Variablen, die sich auf *Konzeptualisierungen* (sozialer) Sachverhalte beziehen, können Variablenclusters als Hinweise auf die Existenz konzeptueller Systeme im Sinne 'schwacher Theorien' interpretiert werden.

Die multidimensionale Skalierung der 'Frauen'- und 'Gesellschaftsvariablen' ergab wie erwähnt bei beiden Variablengruppen je drei klar differenzierte Cluster, wobei jedoch die drei Frauenmodelle deutlicher voneinander abgegrenzt sind als die drei Gesellschaftsmodelle.

Die innerhalb eines Clusters miteinander assoziierten Variablen wurden additiv zu einem Index zusammengefasst. Wegen der Stichprobengröße mussten die Ausgangsvariablen wie auch die sechs Indizes dichotom konstruiert werden. Die Erwähnung von mindestens der Hälfte der Variablen eines Clusters wurde als Befürwortung, die Erwähnung von weniger als der Hälfte als Ablehnung des entsprechenden Modells interpretiert.

b. Zukunftsprognosen

Die Zukunftsprognosen für Ego selbst, die Familie, die Schweiz und die Welt wurden anhand einer Farbkarte, die in fünf Abstufungen von schwarz bis weiss reicht, gemessen. Die Wahl der hellsten zwei Farbtöne wurde als Ausdruck einer optimistischen, die Wahl der übrigen drei als Ausdruck einer pessimistischen Zukunftsprognose interpretiert.

Anmerkungen

- 1 Den umfassendsten Überblick über den Wandel der Familie gibt Stone 1977. Vgl. auch Mitterauer & Sieder (1977) sowie Shorter (1977), dessen unreflektierter modernisierungstheoretischer Ansatz allerdings problematisch ist. Den für unsere Fragestellung wesentlichsten Aspekt der Entstehung der bürgerlichen Familie – die damit verbundene 'Domestizierung' der Frau – behandeln u.a. Pinchbeck (1969), Hausen (1976) und Gerhard (1978).
- 2 Am bekanntesten ist das Familienmodell von Parsons & Bales (1956), das zwischen zwei komplementären familiären Rollen – einer eher instrumentellen und einer eher expressiven – unterscheidet und von der Annahme ihrer universellen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen ausgeht. Neben sozialhistorischen Arbeiten zeigen auch interkulturelle Untersuchungen (Aronoff & Crano 1975; Crano & Aronoff 1978), dass keine der beiden Universalitätsannahmen haltbar ist.
- 3 Zwar sind Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen struktureller Lokalisation und dominanter Familienform verhältnismässig häufig, doch gehen sie in der Regel nicht über das deskriptive Niveau hinaus, d.h. sie verzichten meist auf die Analyse der strukturellen und kulturellen Reproduktionsmechanismen.
- 4 Die Scheidungsrate hat sich in der Schweiz zwischen 1967 und 1977 mehr als verdoppelt (Bericht über die Lage . . . 1978: 89).
- 5 Die durchschnittliche Kinderzahl pro Familie ist jedoch erheblich zurückgegangen, und zwar von 2,52 im Jahre 1963 auf 1,63 im Jahre 1972 (Bericht über die Lage . . . 1978: 38).
- 6 Die Erwerbsquote von Frauen mit Kindern ist damit in der Schweiz sehr viel tiefer als in anderen hochentwickelten Ländern (vgl. Kamerman 1979).
- 7 73% der Hausfrauen, die im Rahmen der Studie befragt wurden, die diesem Artikel zugrundeliegt, begründeten ihre Berufsaufgabe mit dem Wunsch, Kinder zu haben. Keine von ihnen führte diesen Entschluss auf ihre berufliche Situation oder gesellschaftliche Verhaltenserwartungen zurück.
- 8 Für einen Überblick über die empirische Literatur zum weiblichen Arbeitsmarkt vgl. Jusenius (1976). Eine Diskussion ökonomischer Theorien, die unter verschiedenen theoretischen Perspektiven den Zusammenhang zwischen der Segregation des Arbeitsmarktes und der Einkommensdiskrimination zu klären versuchen, haben Blau & Jusenius (1976) vorgelegt.
- 9 Die beruflichen und finanziellen Nachteile, die sich für Frauen aus dem Unterbruch ihrer Berufstätigkeit ergeben, lassen sich nicht nur auf die damit verbundene geringere Berufspraxis zurückführen. Eine weitere Erklärung liegt darin, dass die Hausarbeit, und insbesondere die psychische Reproduktion, von Frauen spezifische Qualifikationen erfordert, die nicht unbedingt für den Arbeitsmarkt instrumentalisierbar sind und sogar dysfunktional sein können (vgl. Beck & Ostner 1977).
- 10 Indirekt wird dies auch durch die Ergebnisse von Mobilitätsuntersuchungen gestützt (Tyree & Treas 1974; Chase 1975): nicht die Berufsmobilität von Frauen, sondern ihre Heiratsmobilität weist starke Ähnlichkeit mit der Berufsmobilität von Männern auf. Durch die Heirat eines statushöheren Mannes kann die verwehrte berufliche Mobilität quasi kompensiert werden.

- 11 Diese soziale und ökonomische Abhängigkeit liegt der tendenziell tiefen intrafamiliären Machtposition von nicht-berufstätigen Hausfrauen (im Vergleich zu berufstätigen Ehefrauen) zugrunde. Oder umgekehrt formuliert: der eigene finanzielle Beitrag zum Lebensunterhalt der Familie ist eine wichtige strategische Ressource, die im Rahmen der ehelichen Tauschbeziehung zur Verbesserung der eigenen Machtposition eingesetzt werden kann. Der Verlust dieser Ressource im Anschluss an die Berufsaufgabe kann in den meisten Fällen nicht durch die intrafamiliäre Arbeit kompensiert werden, obwohl Frauen damit – wenn auch indirekt und unbezahlt – ebenfalls einen bedeutenden Beitrag zum Lebensstandard und dem gesellschaftlichen Ansehen der Familie (vgl. Papanek 1979) leisten (vgl. P. Heintz 1974; Held 1978: 102 ff.).
- 12 Soziale Integration, und hier insbesondere die Berufstätigkeit, bildet einen ausgesprochenen 'Schutz' gegen Depressionen, wie in einer Untersuchung über den Zusammenhang zwischen 'stressful life events' und depressiven Symptomen bei Frauen nachgewiesen wurde (Brown & Harris 1978). Bei nicht-berufstätigen Hausfrauen – und verstärkt bei hohen familiären Anforderungen (drei oder mehr Kinder unter 14 Jahren) – ist die Wahrscheinlichkeit depressiver Störungen erheblich grösser als bei Hausfrauen, die zumindest teilweise berufstätig sind (179 ff.) Ähnliche Beziehungen zwischen sozialer Desintegration und Depressivität wurden auch in der Untersuchung von Myers et al. 1975 festgestellt.
- 13 Der Status der Hausfrau besitzt ein relativ hohes gesellschaftliches Prestige – im Gegensatz zu dem der Haushälterin und des Hausmannes (Eichler 1976). Diese trotz gleicher Arbeit unterschiedliche Rangierung von Hausfrau, Haushälterin und Hausmann weist darauf hin, dass zwar Hausfrauen selbst, nicht aber ihre Arbeit gesellschaftliche Anerkennung finden. Dem relativ hohen Prestige von Hausfrauen scheint mit anderen Worten nicht ihre Rollenperformanz, sondern ihre Konformität mit gesellschaftlichen Rollenerwartungen zugrunde zu liegen.
- 14 Diese beiden und die folgenden Zitate sind Beispiele von Antworten auf verschiedene Fragen, die im Rahmen der 'Frauenstudie' gestellt wurden (vgl. Anhang).
- 15 Inwieweit die 'Domestikation' der bürgerlichen Frauen, d.h. ihre Verweisung auf die familiär-reproduktiven Aufgaben zu einem Machtverlust der Frauen geführt hat, ist ein ausgesprochen kontroverses Thema innerhalb der sozialhistorischen Frauenforschung. In den letzten Jahren mehrten sich jedoch Arbeiten, die die 'Domestikation' erstens als wichtigste strukturelle Grundlage für die Entstehung eines kollektiven Bewusstseins von Frauen betrachten, da mit ihr eine Homogenisierung ihrer sozialen Situation verbunden war (z. B. Smith-Rosenberg 1975), und zweitens nachwiesen, dass die bürgerliche Familien- und Frauenideologie von vielen Frauen als Legitimationsgrundlage für Forderungen im familiären und gesellschaftlichen Bereich benützt wurde (z. B. Smith 1974). In dieser Sicht ist der 'domestic feminism' ein notwendiger Vorläufer des 'political feminism' Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. aber Lasch 1980 für eine äusserst interessante Relativierung dieser Konzeption).
- 16 Dass mit dem familistischen Modell die Problematik nur verlagert, nicht aber gelöst wird, zeigen auch die Ergebnisse von Levy (1976): Frauen mit einer traditionellen Rollenkonzeption, die in traditionell organisierten Familien leben, weisen die höchste Rate an psychosomatischen Störungen auf. Psychosomatische Symptome – als Ausdruck einer innengerichteten, unbewussten Form der Konfliktaustragung – treten mit anderen Worten besonders dann häufig auf, wenn die Problematik einer Situation nicht bewusst wahrgenommen wird bzw. verdrängt werden muss, da subjektiv zu ihr keine Alternativen bestehen.

- 17 Da die gegenwärtige Berufstätigkeit für viele der berufstätigen Frauen eine biographische Zwischenphase bedeutet, die der späteren Berufsaufgabe vorgeschaltet ist (44% beabsichtigen, in nächster Zeit den Beruf aufzugeben; nur 4% wollen keine Kinder), ist eine diachrone Interpretation der synchron erhobenen Daten – zumindest für diese Gruppe – zulässig. In Tab. 1 sind zwar auch berufstätige Frauen eingeschlossen, die ihren Beruf entweder vorläufig nicht oder niemals aufgeben wollen. Doch wie Tab. 2 gezeigt hat, bestehen zwischen dieser Gruppe und denjenigen Frauen, die sich schon für eine Aufgabe ihrer Berufstätigkeit entschlossen haben, keine Codierungsunterschiede.
- 18 Dieses Resultat steht in einem gewissen Gegensatz zu den Ergebnissen von Held & Levy (1974): in dieser Untersuchung wurde festgestellt, dass Frauen, die in nächster Zeit heiraten werden, bereits antizipatorisch zu traditionelleren Rollenverteilungsnormen neigen (vgl. Levy 1977: 66, Tab. 7). Die unterschiedlichen Ergebnisse könnten jedoch darauf zurückzuführen sein, dass es sich bei den vorliegenden Modellen nicht um normative Orientierungen, sondern um Erklärungen handelt.
- 19 Die Wahl des Berufsstatus des Ehemannes als Indikator für die Schichtzugehörigkeit ist insbesondere für die berufstätigen Frauen problematisch (vgl. Ritter & Hargens 1975). Doch da der frühere Beruf für die Hausfrauen nur noch eine geringe Bedeutung besitzt, wäre die Wahl des Berufsstatus der Frau keine Alternative gewesen.
- 20 In diese Tabelle wurden nur die beiden Modelle aufgenommen, die für die Hausfrauen bzw. für die berufstätigen Frauen typisch sind. Aus diesem Grund addieren die Prozentwerte nicht auf 100%.
- 21 Das Fehlen konsistenter Deutungen und deren Ersetzung durch irrationale Hoffungsprinzipien ist ein wichtiges Glied innerhalb des mehr und mehr selbsttragenden Prozesses der Entstrukturierung der Weltgesellschaft (P. Heintz 1980).

Literatur

- Alexander K. & Eckland B.K. (1974): Sex Differences in the Educational Attainment Process. In: *American Sociological Review* 39, 4: 668 – 82.
- Aronoff J. & Crano W.D. (1975): A Re-Examination of Cross-Cultural Principle of Task Segregation and Sex Role Differentiation in the Family. In: *American Sociological Review* 40, 1: 12 – 20.
- Beck-Gernsheim E. & Ostner I. (1977): *Frauen verändern – Berufe nicht? Vervielfältigtes Manuskript, München.*
- Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz (1978). Bundesamt für Sozialversicherung, Bern.
- Bibb R. & Form W.H. (1977): The Effects of Industrial, Occupational and Sex Stratification on Wages in Blue Collar Markets. In: *Social Forces* 55, 4: 974 – 996.

- Blau F.D. & Jusenius C.L. (1976): *Economist's Approaches to Sex Segregation in the Labor Market: An Appraisal*. In: Blaxall M. & Reagan B. (Hsg.): *Women and the Work Place*. The University of Chicago Press, Chicago.
- Brown G.W. & Harris T. (1978): *Social Origins of Depression. A Study of Psychiatric Disorder in Women*. Tavistock Publications, London.
- Chase I. (1975): *A Comparison of Men's and Women's Intergenerational Mobility in the United States*. In: *American Sociological Review* 40, 4: 483 – 505.
- Crano W.D. & Aronoff J. (1978): *A Cross-Cultural Study of Expressive and Instrumental Role Complementarity in the Family*. In: *American Sociological Review* 43, 4: 463 – 71.
- Eicher M. (1976): *The Prestige of the Occupation Housewife*. Vervielfältigtes Manuskript, Ontario.
- England P. (1979): *Woman and Occupational Prestige: A Case of Vacuous Sex Equality*. In: *SIGNS* 5, 2: 252 – 65.
- Featherman D.L. & Hauser R.M. (1976): *Sexual Inequalities and Socioeconomic Achievement in the United States, 1962 – 1973*. In: *American Sociological Review* 41, 3: 462 – 83.
- Gerhard U. (1978): *Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Goffman E. (1972): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Hausen K. (1976): *Die Polarisierung der 'Geschlechtscharaktere' – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze W. (Hsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Klett, Stuttgart.
- Heintz B. (1980): *Familie als Grenze – Begrenztheit der Wahrnehmung. Familien- und Gesellschaftsbilder von Hausfrauen und berufstätigen Frauen*. Lizentiatsarbeit, Zürich.
- Heintz P. (1972): *Structural and Anomic Tensions*. In: P. Heintz (Hsg.): *A Macrosociological Theory of Societal Systems: 1*. Hans Huber, Bern, Stuttgart und Wien.
- Heintz P. (1974): *Nachwort – Ein Ansatz zur strukturtheoretischen Integration*. In: Held Th. & Levy R.: *Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft*. Huber, Frauenfeld und Stuttgart.
- Heintz P. (1980): *Wie sieht die Weltgesellschaft aus? Ein Beitrag zur Soziologie der Weltgesellschaft*. In Vorbereitung.
- Held Th. & Levy R. (1974): *Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft*. Huber, Frauenfeld und Stuttgart.
- Held Th. (1978): *Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse*. Luchterhand, Darmstadt.
- Jusenius C.L. (1976): *Review Essay: Economics*. In: *SIGNS* 2, 1: 177 – 89.
- Kamerman S.B. (1979): *Work and Family in Industrialized Societies*. In: *Signs* 4, 4: 632 – 50.

- Lasch Ch. (1980): *Life in the Therapeutic State*. In: *New York Review of Books*, 27, 10: 24 – 32.
- Levy R. (1976): *Psychosomatic Symptoms and Women's Protest*. In: *Journal of Health and Social Behavior*, 17, 2: 121 – 33.
- Levy R. (1977): *Der Lebenslauf als Statusbiographie*. Enke, Stuttgart.
- Mitterauer M. & Sieder R. (1977): *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*. Ch. Beck, München.
- Myers J.K., Lindenthal J.J. & Pepper M.P. (1975): *Life Events, Social Integration and Psychiatric Symptomatology*. In: *Journal of Health and Social Behavior* 16, 3: 421 – 27.
- Oakley A. (1974): *The Sociology of Housework*. Martin Robertson, London.
- Papanek H. (1979): *Family Status Production: The 'Work' and 'Non-Work' of Women*. In: *SIGNS* 4, 4: 775 – 781.
- Parsons T. & Bales R. (1956): *Family. Socialization and Interaction Process*. Routledge & Kegan, London.
- Pinchbeck I. (1969): *Women Workers and the Industrial Revolution 1750 – 1850*. Frank Cass, London.
- Polachek S. (1975): *Discontinuous Labor Force Participation and Its Effect on Women's Market Earnings*; In: Lloyd C. (Hsg.): *Sex Discrimination and the Division of Labor*. Columbia University Press, New York.
- Ritter K.V. & Hargens L.L. (1975): *Occupational Position and Class Identifications of Married Working Women. A Test of the Asymmetry Hypotheses*. In: *American Journal of Sociology* 80, 4: 934 – 948.
- Ryffel-Gericke C. (1980): *Die Geburt des ersten Kindes*. In: *Schweiz. Zeitschrift für Soziologie* 6, 1: 43 – 63.
- Scanzoni J. (1979): *Sex-Role Influences on Married Women's Status Attainments*. In: *Journal of Marriage and the Family* 41: 793 – 800.
- Shorter E. (1977): *Die Geburt der modernen Familie*. Rowohlt, Hamburg.
- Smith-Rosenberg C. (1975): *The Female World of Love and Ritual. Relations between Women in Nineteenth-Century America*. In: *SIGNS* 1, 1: 1 – 29.
- Smith D.S. (1974): *Family Limitation, Sexual Control, and Domestic Feminism in Victorian America*. In: Hartman M. & Banner L.W. (Hsg.): *Clio's Consciousness Raised*. Harper & Row, New York.
- Stone L. (1977): *The Family, Sex and Marriage in England 1500 – 1800*. Weinfeld and Nicolson, London.
- Treiman D.J. & Terell K. (1975): *Sex and the Process of Status Attainment: A Comparison of Working Women and Men*. In: *American Sociological Review* 40, 2: 174 – 200.
- Tyree A. & Treas J. (1974): *The Occupational and Marital Mobility of Women*. In: *American Sociological Review* 39, 3: 293 – 302.
- Waite L.J. (1976): *Working Wives: 1940 – 1960*. In: *American Sociological Review* 41, 1: 65 – 80.
- Wright E.O. & Perrone L. (1977): *Marxist Class Categories and Income Inequality*. In: *American Sociological Review* 42, 1: 32 – 55.